Mahnung.

„Nicht über Deinem Zorne soll
Die Sonne untergehn!"
Denk an das Wort, laß Deinen Groll
Nie über Nacht bestehn!

Nimm niemals bis zum nächsten Tag
Hinüber Deinen Streit!
Du weißt es nicht, was bringen mag
Die kurze Zwischenzeit:

Ob drohend über Eurem Zwist
Nicht schon das Schicksal steht,
Ob, wenn Dein Herz versöhnlich ist,
Es nicht dafür zu spät.

C. K.

Das perfide Albion.

Humoreske von Baldwin Groller.

Oberst Brunner eilte mit leichten, jugendlich-elastischen Schritten die große Freitreppe des Wiener Südbahnhofes hinauf, um noch für den Neunuhr-Zug nach Baden zurecht zu kommen.

Um eine Nüance war sein Schritt vielleicht zu jugendlich, um eine Nüance nur, eine Kleinigkeit, nicht der Rede werth, für den Beobachter aber doch immerhin merklich und verrätherisch. Dieselbe Nüance, wirklich nur eine Messerspitze Salz zuviel, machte sich sonst auch in seinem ganzen Gehaben und in seiner Erscheinung bemerkbar.

Es war ein wunderschöner Mai-Vormittag. Der Oberst war in Civil ausgerückt, ohne Ueberzieher. In Civil! Das erklärt manches. Vor kurzem erst hatte er seinen Abschied genommen, und nachdem man durch fünfundzwanzig Jahre den Rock des Kaisers getragen, dann mag man sich ja wohl eine leichte Unsicherheit in der Wahl des eigenen Rockes und der nicht im Verordnungswege geregelten eigenen Hose einstellen. Oberst Brunner hatte den Dienst mit einem Male satt bekommen, und so sprang er denn mit beiden Füßen plötzlich wieder in's „Civil". Schließlich mußte es sich auch so leben lassen, und er nahm sich vor zu leben. Er hatte nun lange genug die Würde gekostet, zuletzt als der Vater des Regiments. Nun hatte er das alles satt bekommen; er war Junggeselle, und er fühlte sich jung. Er fühlte sich's vielleicht zu sehr. Sein schwarzes Schnurrbärtchen stand ihm recht verwegen zu Gesichte, aber es gab Leute, die da behaupteten, sie hätten das Schnurrbärtchen schon gekannt, als es noch grau war, und was seine tadellose Frisur betraf, so gab es wieder Leute, die der Ansicht waren, der Oberst lasse außer Haus frisiren, und er sei nicht einmal dabei, wenn ihn der Friseur schön mache. Allen diesen Gerüchten auf den Grund zu kommen, war nicht möglich. Thatsache war, daß der Oberst recht unternehmungs- und lebenslustig aussah, als er im offenen Fiaker beim Bahnhof vorgefahren kam — er hatte sich am Graben das fescheste Zeugl ausgesucht — und als er, nachdem er eine Karte erster Klasse gelöst, die Treppe hinaufstürmte.

In dem Coupe, das er betrat, saß bereits eine Dame. Der Oberst griff sich instinktiv an den Hemdkragen und an die Krawatte, grüßte dann mit weltmännischer Höflichkeit, um im nächsten Augenblicke schon die Begrüßung auf den Ton liebenswürdiger Vertraulichkeit zu stimmen. Er hatte nämlich in der eleganten Dame die Sektionsräthin Wanda von Weyersberg erkannt, dieselbe, die er im letzten Frühling auf dem Weißen-Kreuz-Ball kennen gelernt und der er damals gleich mit ungeheurer Schneidigkeit den Hof gemacht hatte. Auch die Dame hatte ihn bei seinem Eintritt sofort erkannt und sie lächelte ihn an, wie man eben einen Schuldbewußten anlächelt, dem zu verzeihen man entschlossen ist. Er fühlte sich aber garnicht schuldbewußt; denn einer Dame auf Leben und Tod den Hof gemacht zu haben, hielt er für ein sehr verdienstliches Werk. Er legte sogar unverzüglich wieder los, indem er betheuerte, namenlos glücklich zu sein, daß ihm ein gütiges Schicksal u. s. w.

„Auch ich bin sehr erfreut", versicherte Frau Wanda. „Unser Roman hat also sein „Fortsetzung folgt"!"

„Gewiß, Gnädigste! Es beweist noch nichts gegen einen Roman, wenn er in Lieferungen erscheint."

„Ich bedaure nur", bemerkte Frau Wanda, vorsichtig eine Rückendeckung suchend, „daß mein Mann da nicht mitlesen kann."

„Unnöthig, Gnädigste; versichere, ganz unnöthig. Männer sind dafür ein schlechtes Publikum, sie haben kein Interesse für Romane."

„Das würde auch gegen Sie sprechen, Herr Oberst."

„Meinte es nicht so, gnädigste Sektionsräthin; meinte nur Ehemänner."

„Ach so! Sie hätten also eine kleine Schwäche für die dreieckigen Romane, Herr Oberst?"

„Dreieckig ist ausgezeichnet gesagt; ganz ausgezeichnet, Gnädigste; mein Compliment! Muß ich mir merken. Was Schwäche betrifft — allerdings sehr groß!"

„Jetzt brauchte also nur auch ich noch dieselbe Schwäche zu haben —"

„Möchte ganz ergebenst gebeten haben!"

„Dann wäre alles in Ordnung."

„Versichere, in der schönsten Ordnung, Gnädigste."

Die Sektionsräthin war eine schöne, aber auch eine verständige Frau. Sie übersah den jugendlichen Obersten vollständig und ließ sich durch seine Tiraden nicht beunruhigen, die ganz gut aus einem verläßlichen Handbuch oder Trichter für unwiderstehliche Schwerenöther — es giebt auch solche Literaturwerke — hervorgeholt sein konnten. Eine gewisse Befriedigung empfindet jede Frau über eine Eroberung, aber hier ward ihr Stolz doch einigermaßen gedämpft. Der Oberst vom Weißen-Kreuz-Ball und der schmachtende, etwas angejahrte Jüngling da im Coupe, — es bestand da doch ein großer Unterschied!

Erst schämte sie sich ein wenig, daß auch für sie, die doch die Backfisch-Phantasien schon längere Zeit hinter sich hatte, der Waffenrock eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Denn der Mann da in seiner sorgfältig gewählten bürgerlichen Kleidung imponirte ihr bei weitem nicht so und erschien ihr auch nicht annähernd so blendend wie der glänzende Offizier in der Uniform. Bald tröstete sie sich aber mit dem Gedanken, daß die Schuld ja doch nicht ganz auf ihrer Seite sei. Herr v. Brunner hatte in der Uniform thatsächlich mehr Haltung gehabt und sein Stilgefühl hatte ihn nach seiner Metamorphose verlassen. Es war klar, daß er es erst wieder finden mußte. Sie aber hatte keine Veranlassung gehabt, ihr Stilgefühl zu verlieren und dieses beruhigte sie vollständig über die Ungefährlichkeit des stürmischen Hofmachers.

So hörte sie denn seinen schwungvollen und begeisterten Versicherungen nur noch mit getheiltem Interesse zu und dachte nebenbei noch an ihren Herrn Sohn, ein prächtiges Bürschchen von zwei Jahren, auf den sie sich schon recht freute und der ihr nun entschieden interessanter war, als der feurige Oberst, der sie doch so abgekühlt hatte.

Als der Zug nach kaum mehr als halbstündiger Fahrt in Baden hielt, stiegen beide aus und verabschiedeten sich voneinander, der Oberst a. D. mit der Versicherung, daß ihm die Fahrt unvergeßlich bleiben werde, so kurz sie auch war: jedes wahre Glück sei ja kurz; sie mit der Empfindung, daß sie sich im Leben doch vielleicht einmal schon besser unterhalten habe.

Der Oberst war nach Baden gefahren, weil er in Wien nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte. Sein militärischer Beruf hatte ihn ja auch früher nicht allzusehr in Anspruch genommen, aber er hatte doch sein Amt und seine Sorge gehabt. Wenn er jetzt am Morgen aufstand, hatte er zwar nicht seine frühere Sorge, aber er wußte dafür auch nicht, wo er hingehöre und was er zu thun habe. Das Nichtsthun ist nicht so leicht und das Nichtszuthunhaben nicht so angenehm, wie man gemeiniglich annimmt.

Er war also nach Baden gefahren, um sich die Zeit zu vertreiben. Das ist eine Landpartie, wenn man will, aber ohne das Risiko einer solchen. Man ist an der Eisenbahn, hat immer Tramway oder Fiaker bei der Hand; man hat, wenn man will, die schöne Natur, dabei aber die Ressourcen der Stadt, elegante Restaurants, wo man gut und theuer speisen kann, behagliche Kaffeehäuser und für den Nothfall winken sogar theatralische Genüsse.

Der Oberst begann seine Landpartie, indem er sich in ein Kaffeehaus begab und die Zeitungen einschließlich der illustrirten und der Witzblätter durchsah und sich den Appetit für das Mittagessen durch einige Gläschen grüner Chartreuse schärfte. Als er genügend geschärft zu haben glaubte, fand er sich zur „table d'hote" in einem der feinsten Gasthäuser Badens ein, und nach Tisch erfüllte er den eigentlichen Zweck seines Ausfluges, er machte einen kleinen Spaziergang. Er hatte sehr gut gegessen und sehr gut getrunken und war demgemäß in sehr guter Stimmung. Er fand es sehr hübsch auf der Welt, und ein Zug tiefer Menschenliebe ging ihn durch das weichgewordene Herz. Sogar abenteuerlustig war er geworden, und er hatte Glück. Wie er so im Parke promenirte, hatte er, ehe er sich's recht versah, ein blondes Abenteuer vor sich.

Eine junge Dame führte da ein kleines Kind an der einen Hand, ein gelbes, schwarzschnauziges Mopperl an der anderen spazieren. Die junge Dame hatte eine gute Figur, prachtvolles Blondhaar — Blond war immer seine Schwäche gewesen — und ein frisches, feingezeichnetes Gesichtchen. Seine allgemeine Menschenliebe begann sich sofort zu spezialisiren, und wohlwollend, wie er gestimmt war, glaubte er auch seine ursprüngliche Auffassung nicht berichtigen zu müssen, selbst als er bei genauerer Erwägung auch für seine Person hätte finden müssen, daß es nicht eigentlich eine „junge Dame" sei, sondern eine, allerdings sehr hübsche Bonne, wofür sie ja schließlich auch nichts konnte. Und wenn auch! Er war niemals hochmüthig gewesen, immer hatte er im Menschen den Menschen geschätzt. Er hatte zwar stets eingesehen, daß es einen Unterschied der Stände geben müsse, er war aber auch immer durchdrungen gewesen von dem Bewußtsein, daß man die Vorrechte der eigenen Stellung nicht mißbrauchen dürfe. Kurz, er war ein ideal denkender Mensch. Seine demokratischen Gefühle hatten sogar eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung erfahren, seitdem er nicht mehr die Uniform trug; er kam sich vor, als lebe und liebe er „incognito", und da kann man schon etwas wagen.

Er schlängelte sich also an die junge Dame heran und fand in Miene, Blicken und Lächeln freundliches Entgegenkommen, mit dem Dialog freilich ging es schon schwieriger. Die englische Dame konnte nicht deutsch, und er nicht englisch. Das störte ihn aber nicht; die Schwierigkeit der Konversation hatte auch ihren Reiz. Man lachte und wußte nicht über was. Er sprach schlecht deutsch und sie schlecht englisch in dem Bestreben, sich näher zu kommen — es war einfach herrlich. Etwas mehr störte es ihn dann schon, als er zu bemerken glaubte, daß ein Kadett und noch dazu einer aus seinem eigenen Regimente sie in respektvoller Entfernung, aber systematisch umkreise. Hätte er nur noch die Uniform getragen, dem Fant hätte er schon Ari und Anstand beigebracht.

Nach einer Weile gab ihm plötzlich die hübsche Engländerin die Leine, an welcher sie das Mopperl führte, in die eine Hand, in die andere das Händchen des Kindes, schärfte ihm noch etwas sehr eindringlich ein, was er nicht verstand, und verschwand dann um die nächste Biegung des Promenadenweges. Das allein hätte ihn weniger verdrossen, aber daß darauf auch die blaue Hose des fürwitzigen Kadetten hinter derselben Biegung verschwand, das drückte doch auf seine eben noch so gehobene Stimmung.

Das perfide Albion! Wie perfid man an ihm gehandelt hatte, das empfand er erst so recht, als gleich darauf ein in Baden residirender Erzherzog um die Ecke bog und allergnädigst direkt auf ihn loszusteuern und ihn huldvollst anzureden geruhte. Der Oberst wußte sich nicht recht zu benehmen. Mit einem Mopperl und einem kleinen Kind an der Hand hatte er noch nie Front gemacht.

„Ein reizendes Kind!" bemerkte der hohe Herr gütig nach der leutseligen Begrüßung des alten Bekannten.

„Meine kleine Nichte", log der Oberst.

„Ah, die Baronin Molnar hat noch so kleine Kinder?"

„Eine ganze Menge, kaiserliche Hoheit!" log der Oberst weiter. Die Arme war nämlich kinderlos, aber jetzt war er einmal drin und da kam es ihm auf ein paar mehr oder weniger nicht mehr an.

„Das freut mich. Grüßen Sie sie schön von mir, Herr Oberst!"

Der Oberst schlug die Absätze zusammen; das war alles, was er unter den gegebenen Umständen thun konnte. Der hohe Herr nickte lächelnd und ging seines Weges weiter.

Daß doch der Donner in das perfide Albion und namentlich in alle naseweisen Kadetten führe! Jetzt kommt auch die Sektionsräthin Meyersberg dahergesegelt. Manche Leute haben ein wahres Talent, zur unrechten Zeit zu kommen. Natürlich bleibt sie vor ihm stehen und sieht ihn verdutzt an.

„Sie wundern sich, Gnädigste, über das idyllische Bild!" hub er mit einem nicht ganz geglückten Lächeln an. „Ich bin ein enormer Kinderfreund und führe da meine kleine Nichte spazieren."

„Ihre — wa — as?!"

„Meine kleine Nichte". Das Lächeln wollte noch weniger glücken, als eben vorher. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. Er hatte sich den Frauen bisher nicht einmal recht angesehen. Am Ende war es gar kein Mädel, sondern ein Bub. Ein Blick hinunter beruhigte ihn. Das Kleidchen bewies noch nach keiner Seite etwas; es konnte ein Bub, aber es konnte auch ein Mädel sein, und er war entschlossen, für das weibliche Geschlecht zu kämpfen und in diesem Kampfe zu stehen und zu fallen.

„Sag' schön, mein Kind, wie heißt du?" fragte die Sektionsräthin sich niederbeugend.

„Ich heiße Paul", sagte das Kind mit heller Stimme und lächelte die Dame mit dem Ausdrucke höchster Verwunderung an.

„Glauben Sie ihr nicht, Gnädigste", fiel der Oberst ein. „Sie wissen, wie die Kinder lügen können. Sie hat nur den Größenwahn und möchte sich nur für einen Herrn ausgeben."

„Ich heiße Paul", wiederholte der Kleine, seine großen Augen zu dem fremden Manne aufschlagend.

„Die Nichte scheint in der That ein Knabe zu sein", meinte die Sektionsräthin mit grausamer Ruhe. Der Oberst gab die nutzlosen Versuche zu lächeln auf und wischte sich dafür lieber den Schweiß von der Stirn.

„Es wäre übrigens nicht ganz unmöglich", erwiderte er einlenkend. „Vielleicht habe ich mich vergriffen und in der Eile einen von den kleinen Bengeln erwischt."

Die Ausrede gefiel ihm selbst nicht recht, aber heraus war sie einmal.

„Ihre Schwester hat so viele Kinder?"

„Enorm!"

„Und lauter kleine?"

„Lauter kleine. Die reine Kleinkinder-Bewahranstalt. Es ist ganz unmöglich, sich da noch auszukennen!"

„Meine arme alte Freundin! Sie muß aber die vielen Kinder erst in der letzten Zeit bekommen haben?"

„Alle erst in der allerletzten Zeit. Es ist ein wahrer Jammer, meine Gnädigste."

Er war innerlich wüthend. Ihm soll noch einmal eine Engländerin ein Kind anhängen wollen!

„Wo ist Miß Florence?" fragte die Sektionsräthin den kleinen, schmählich verleumdeten Paul. Da kam aber auch die Engländerin schon athemlos herangelaufen. Ein Blick der Sektionsräthin empfing sie, ein Blick, der sprach Bände! Ob sie ein Engel sei, das war dem Obersten schon zweifelhaft geworden, daß sie aber fliegen werde, das stellte der Blick in sichere Aussicht. In dem Obersten begann es fürchterlich zu tagen und es ward sogar erschreckend hell in ihm, als der Kleine, den er noch immer an seiner Seite hatte, sich an die Sektionsräthin drängte und mit einem Gesichtchen, das sofort Bereitwilligkeit zum Weinen verrieth, ausrief:

Die Sektionsräthin bückte sich und küßte den Kleinen. Also das auch noch! Der Herr Oberst fand es äußerst sonderbar, daß die Erde ihm nicht den Gefallen erweisen wollte, sich aufzuthun, um ihn zu verschlingen. Er sah die Sektionsräthin fragend, verzweifelnd an und stotterte mühsam:

„Verzeihen Sie — Gnädigste — das Kind —"

„Ja, Herr Oberst, die Sache ist recht merkwürdig, Ihre Nichte ist wirklich mein Sohn."

„Ihr Herr Sohn! Womit ich die Ehre habe, mich ganz ergebenst zu empfehlen."

Er legte noch vertrauensvoll die Leine des Mopperls und das Händchen des Kindes in ihre Hände, versicherte noch einmal, daß es ein wahrhaft reizendes Kind und ihm die Begegnung natürlich ungeheuer angenehm gewesen sei, und im nächsten Moment hatte ihn die nächste Biegung des Promenadenweges verschlungen.

Die Nymphe des Balaton.*)

Skizze von Marcus Jokai. — Deutsch von Georg Heer.

Die Nymphe des Balaton ist grausam. Alljährlich fordert sie ihre Opfer. Oft, auch an schönen Sommertagen, thürmten sich die Wellen des Sees und stürzten sich wüthend gegen die Ufer; die Nymphe, sagt dann der Volksmund, ist zornig, weil sie ihre Opfer noch nicht hat. Oh, wie sie es versteht, sie anzuziehen! Sie zeigt ihnen ein lächelndes Gesicht, ladet sie ein zu einer Spazierfahrt und plötzlich ruft sie die Göttin des Windes, die den Hochzeitsmarsch spielen wird. Man kann sich ihren Umarmungen nicht entziehen. Das Opfer kämpft vergeblich gegen ihre Liebkosungen, sie hält es zurück auf seinem düsteren Lager, inmitten von weißen Muscheln und grünen Algen.

Im Winter, wenn die Oberfläche des Sees einen wohlgeebneten, glänzenden Spiegel darstellt, lockt sie die jungen Fischer an, verspricht ihnen eine reiche Ernte, aber plötzlich läßt sich ein krystallhelles, klingendes Geräusch vernehmen, und das Eis zerspringt in tausend Trümmer. Das Opfer bleibt allein auf einer weißen Insel, die unter seinen Füßen entweicht; der Kampf wäre vergeblich. Der Balaton reißt es an sich, seine Wellen schlagen über ihm zusammen, wie die Vorhänge des Brautbettes. Den Verlobten, den die Nymphe nicht mehr liebt, den giebt sie den Bewohnern der Erde zurück: „Nehmt ihn, legt ihn in die kalte Erde," scheint sie ihnen zu sagen. Aber Denjenigen, den sie liebt, den behält sie; sie verbirgt ihn in unergründlichen Tiefen, sie will nicht, daß die Strahlen der Sonne sein Antlitz küssen. Die Nymphe des Balaton wählt ihre Opfer nur unter den Männern, und sie will nur die schönsten, die besten.

Vor einigen Jahren wurde die Brücke der Tadeansicht des Balaton hinweggeschwemmt. Die aufgeregten Wellen hatten die leichte Holzkonstruktion von ihren Fundamenten losgerissen und trugen sie mit sich fort. Zwei Männer sprangen in ein Boot und machten sich an die Verfolgung der Brücke. Sie sahen bald, daß die Wogen des Balaton nicht gewillt waren, sich hindern zu lassen. Ihr Boot schlug um und infolge des heftigen Anpralls brach das Steuerruder entzwei. Wind und Wellen trieben sie in das Schilf, von wo es kein Entkommen giebt. Sie verschwanden in dem verhängnißvollen grünen Forste und ihre verzweifelten Hilferufe wurden bald von dem Toben des Windes und der Wellen übertönt. Das Schilf des Balaton ist ein grausamer, unerbittlicher Feind, verrätherischer, als die verborgene Klippe. Seine dünnen, biegsamen Stengel formen durch ihre Zahl ein undurchdringliches, unentwirrbares Netz. Der Fischer, den der Wind hinein verschlagen hat, kann sich seiner Ruder nicht mehr bedienen, und die Welle dreht ihn im Kreise, bis zu dem Augenblicke, wo sie ihn verschlingt. Der Unglückliche fühlt den Boden unter seinen Füßen, aber er findet auf ihm keinen Stützpunkt; die Pflanzen umkosen sein Antlitz, sie erfassen würde ihm nichts nützen. Er kann nicht schwimmen, die langen Stengel lähmen seine Bewegungen. Nur wenige Schritte davon vielleicht ist das Ufer; er kann die Rufe Jener hören, die ihn suchen, aber es ist Alles umsonst, die Nymphe hat ihn umgarnt, sie hält ihn gefangen.

Die Rufe der beiden Schiffbrüchigen waren gehört worden. Ein junger Mann eilt herbei, zwei Ruder auf der Schulter; sein Blick sucht ängstlich ein Boot; — ein Axt mit kurzem Stiel, die er in seinem Gürtel trägt, kennzeichnet ihn als Zimmermann.

„Wohin gehst Du, Jozsi?" fragt der Gärtnergehilfe, der sich ihm anschließt.

„Ich will meinen Vater holen, den der Wind in das Schilf getrieben hat; er kann nicht schwimmen. Hörst Du meine arme Mutter klagen?"

„Aber wenn Du mit ihm ertrinkst, wird sie nur noch mehr klagen."

„Und vielleicht noch eine Andere . . . Aber ich muß gehen! . . . . Wir wollen unsere Hüte tauschen, Kamerad, der Deine ist alt, der meinige ist noch ganz neu. Nimm auch dieses kleine Bouquet, meine Verlobte hat es mir geschenkt. Wenn ich zu Grunde gehe, gehört der Hut Dir, Kamerad, auch das Bouquet, und, wahrlich . . . auch die, die es gegeben."

„Behalte Deinen Hut; wenn Du gehst, gehe ich mit Dir."

„Wozu? Dein Vater ringt nicht im Schilf mit dem Tode. Du hast eine Mutter, die Wittwe ist, und zwei kleine Schwestern. Du bist ihre Stütze, drum laß' mich allein gehen."

„Du erinnerst Dich, Jozsi, daß ich Dir damals, als ich bei Königgrätz verwundet wurde, gesagt habe: Laß mich allein, Kamerad, Du hast eine Verlobte, rette Dich? Du hast es nicht gethan, Du hast mich auf Deinem Rücken aus der Schlacht getragen. Also werde auch ich Dich nicht verlassen; Zwei vermögen mehr als Einer!"

Die beiden jungen Männer sprachen kein Wort weiter, sie ergriffen die Ruder. Der Himmel verfinsterte sich, düstere graue Wolken schienen sich auf den Balaton herabzusenken. Mehrere Male schienen Blitze die Oberfläche des Sees entzwei zu theilen: auf der einen Seite war das Wasser dunkel, schwerfällig, auf der andern graugrün, dämonisch.

Vom Ufer her hört man herzzerreißende Jammerrufe. Es ist eine Frau, die um ihren Gatten klagt; mit gefalteten Händen fleht sie die Männer an, die Wolken, die Bäume. Sie wirft sich auf die Erde nieder und rafft Steine zusammen, die sie in den See schleudert. In ihrem wilden Schmerze verflucht sie die Wellen, dann wieder schmeichelt sie ihnen und giebt ihnen die süßesten Namen, damit sie ihr ihr Opfer zurückgeben. Eine andere Frau hat sich zu ihr gesellt; es ist eine arme Taglöhnerin, die sich voll Mitleid bemüht, sie aufzurichten, die sie verhindert sich in's Wasser zu werfen und ihr in einer frommen Eingebung den Rath giebt, ein Vaterunser zu sprechen.

„Ich kann nicht beten!" ächzt das arme Weib.

Die Taglöhnerin beginnt das Gebet; ihre Gefährtin wiederholt einige Worte, dann unterbricht sie sich plötzlich:

„Ich habe schon gebetet, aber Niemand hat mich gehört. Mein Mann ruft mich und ich kann nicht zu ihm gehen. Laß' mich. Ich habe ein Boot, ich will versuchen, ihn zu retten."

„Wiederhole mit mir: Vater Unser, der. . . ."

Die Frau preßt krampfhaft ihre Hände auf ihre Ohren, um die Rufe der Verzweiflung nicht zu hören, während sie betet:

„Amen, Amen!"

Dann wirft sie einen angstvollen Blick um sich, wie um zu sehen, ob Gott die erflehte Hilfe noch nicht gesandt hat.

Sie naht! Der Sturm zerreißt einen Augenblick die dichten Wolken und die niedergehende Sonne beleuchtet phantastisch die Gegend. Auf dem Kamme einer Welle erscheinen die zwei jungen Leute, von einer Feuer-Glorie umgeben.

„Mein Gott, mein Gott, sei Ihnen gnädig, hab' Erbarmen!"

In diesem Augenblick entringt sich ein Schreckensschrei der Kehle der armen Taglöhnerin: sie hat ihren Sohn erkannt in dem Boote. Nun ist sie es, die sich auf die Kniee wirft, die in Klagen ausbricht, die sich in Verwünschungen ergeht. Die andere Frau ist plötzlich ruhig geworden. So lange sie nur ihren Gatten in Gefahr gesehen hatte, lehnte sie sich auf gegen das unerbittliche Verhängniß; nun ist sie es, die zu ihrer Unglücksgefährtin spricht:

„Wir wollen in die Kirche und beten . . . . hörst Du, die Glocke ruft uns."

Die Glocke ruft nicht zum Gebet: es ist der Sturm, der die eherne Stimme in Bewegung gesetzt hat. Dennoch lenken die beiden Frauen ihre Schritte nach der heiligen Stätte; die armen Mütter können den Anblick des schmalen Bootes nicht ertragen, das sich plötzlich hoch auf den Wellen erhebt, dann in die Tiefen des Abgrundes versinkt, wo es der Schaum bedeckt, und mitten in einem Wirbel von Neuem wieder auftaucht, indeß die Sturmvögel mit ihren Flügeln das leichte Fahrzeug streifen.

Die Kirche ist ganz nahe, aber in diesem Augenblicke ist sie geschlossen. In solchen Lagen genügt selbst die Schwelle des Gotteshauses, und die schweren Eisenbeschläge der Thüren bieten diesen brennenden, angstverzehrenden Stirnen eine Stütze. Schon die Berührung allein eines dieser geweihten Beschläge erweckt das Gefühl, daß man mit dem Höchsten in Verbindung sei.

Vom Ufer her läßt sich ein Lärm vernehmen: es ist, als ob Freudenrufe sich mit Schluchzern vermischen würden. In dem einen der Männer, die ihnen entgegenkommen, erkennt die Frau ihren Gatten; den beiden Männern ist es gelungen, sich aus dem Schilfe zu befreien.

„Mein Sohn, wo ist mein Sohn?" ruft die Mutter, von Neuem von ihrer Angst erfaßt.

Man sagt ihr, daß die zwei armen Burschen von den Wellen verschlungen worden sind . . .

„Laß mich!" schreit sie, indem sie sich den Armen ihres Gatten entreißt. „Bring mir meinen Sohn zurück! Ich will meinen Sohn!"

Arme Mutter, die Nymphe des Balaton hält ihn in ihren Schlingen! Wenn sie die Wahl hat zwischen der Jugend und dem Alter, verläßt sie das Alter und behält für sich die Kraft, die Jugend, die Schönheit. Verzweifelt, wahnsinnig vor Schmerz, wendet sich die Mutter gegen die Taglöhnerin:

„Sei verflucht! Warum hast Du mich gezwungen zu beten? Warum will der Mensch Gott vorschreiben, was er thun soll? Nun ist mein Sohn verloren."

„Der meinige gleichfalls," erwiderte weinend die arme Wittwe.

„Der Deinige? Was war er im Vergleich zu dem meinen? Seitdem die Welt besteht, gab es keinen besseren, keinen schöneren als ihn! Er war mein Gott, mein Alles!"

Die Wittwe, von ihrem Schmerze überwältigt, verschwand still in der angesammelten Menge. Was nützen auch diese Klagen? Daheim, in ihrer Hütte, hat sie zwei Kinder, zwei Mädchen, das eine von vier Jahren, das andere von sieben; sie sagt zu ihnen voll Trauer:

„Meine armen Kinder, Ihr werdet weniger Brot essen müssen, denn Der, der es Euch gab, hat uns für immer verlassen. . ."

Eines Morgens hörte man laute Rufe am Ufer des Sees. Die Fischer hatten eine Leiche herausgezogen. Bei dieser Nachricht eilten die beiden Mütter zum Wasser hinab. Von welcher der Beiden war es der Sohn? In den Tiefen des Balaton bleiben die Körper lange, ohne sich zu verändern . . . man erkannte den Sohn der armen Wittwe.

Sie umarmt den leblosen Körper ihres Kindes, küßt ihn auf die Stirne und Wangen, wirft ihm mit keinem Worte den unendlichen Kummer vor, den er ihr bereitet hat. Sie dankt Gott, daß er ihn ihr zurückgegeben hat; sie wird ihn endlich begraben, auf seinem Grabe weinen können. Die Qual der andern Mutter ist dafür um so größer. Voll Zorn ruft sie den Todten an:

„Warum bist Du allein zurückgekommen? Wo hast Du meinen Sohn gelassen? Ihr seid zusammen weggegangen und Du hast ihn verlassen. Sage mir, wo er ist, wenn nicht, so werde ich Dich nicht in Frieden ruhen lassen! Alle Tage werde ich an Dein Grab kommen und Dich mit meinen Klagen erwecken."

Sie spricht zu ihm, als ob ihre Worte den Todten zum Leben zurückrufen könnten. Da tritt raschen Schrittes ein junges Mädchen hinzu: es ist die Verlobte, die Braut des Andern, desjenigen, der nicht zurückgekommen ist; sie flüstert leise zu ihm mit schmeichelnder Stimme:

„Mein Lieber, mein Guter, sage mir, wo Du meinen Verlobten gelassen hast? Ich werde Dir sein schönes Leichentuch geben, wenn Du es sagst."

Die Todten sprechen niemals am Tage, aber des Nachts lösen sich zuweilen die Bande, die sie zurückhalten. Die Wittwe nahm die Leiche ihres Kindes zu sich, und des Nachts sprachen der Todte die andere Mutter auf und sagte zu ihr:

„Ich will nicht, daß Du auf meinem Grabe lästerst; ich werde Dir sagen, wo Dein Sohn ist. . . . Er ist da drüben bei Tihany, im tiefsten Abgrund; suche ihn dort."

Dann erschien er der Verlobten und theilte ihr in rührenden Worten das Geheimniß mit.

„Ich danke Dir, daß Du mir das Leichentuch meines Kameraden versprochen hast; aber behalte es für ihn. Vier Bretter und ein wenig Erde genügen für mich. Suche Deinen Verlobten im Strudel der Tihany; die schwere Axt, die er im Gürtel trug, hält ihn auf dem Grunde des Wassers zurück . . . ."

Man fand den Körper in der Tiefe, halbverdeckt unter den Muscheln. Das Begräbniß der beiden Kameraden fand an dem gleichen Tage statt. Aber der Sohn der armen Wittwe brauchte sich nicht mit den vier Brettern allein zu begnügen. Die jungen Mädchen verfertigten ihm ein schönes Leichentuch, bedeckten seinen Sarg mit Blumen und trugen ihn auf ihren schwachen Schultern zu seiner letzten Ruhestatte.

*) Der Balaton oder Plattensee, auch das Ungarische Meer genannt, bedeckt eine Fläche von 690 Quadratkilometern, oder 250 engl. Quadratmeilen. Er wird wegen seines starken, tückischen Wellenschlages nur wenig mit kleineren Schiffen befahren.

Liebend Hassen!

Da schwebst Du hin, die Notenrolle fest
An's Herz geschmiegt, das Köpfchen leicht zur Seite,
Ein Bild der süßen Unschuld, blumenhaft,
Den offnen Blick, wie träumend, in die Weite.

Wie viele schmachten bebend wohl nach Dir?
Wie Vielen raubtest Du den Seelenfrieden?
Die Ruh' der Nächte und ihr Pflichtgefühl?
Wie Vielen hast Du Leid und Gram beschieden?

Ich hasse Dich, Du grausam Menschenkind.
Ich sah' Dir nach, bin grollend steh'n geblieben,
Du schuld'ge Unschuld mit dem Elfentritt,
Und dennoch, mein' ich, muß Dich Jeder lieben.

Edm. O. Ehrenfreund.

Verschnappt.

Konstanze (der eben ein Kuß geraubt wurde, entrüstet): Niemals hätte ich das von Ihnen erwartet, mein Herr! Nun weiß ich, daß Sie gerade so wie die andern Männer sind!